

dass ich mich darum nicht kümmern muss. Meine Finger zittern fast zu stark, um das Handy festzuhalten, geschweige denn einen Leichnam.

»Danke«, antworte ich einen Hauch zu spät und lege auf. Mein Vater und ich haben uns noch nie viel aus Begrüßungs- oder Abschiedsformeln gemacht. Dafür nehmen wir uns keine Zeit. Wir kommen immer direkt zum Punkt. Dass wir uns nicht immer gut verstehen, liegt nicht daran, dass wir zu unterschiedlich sind, sondern zu ähnlich.

»Wir können zurückfahren«, teile ich Leon mit.

»Na dann los«, sagt er, noch ganz beschwingt vom Adrenalin und der Freude über seinen Triumph. Ich ringe mir ein Lächeln ab und folge ihm. Nur mit aller Kraft kann ich verhindern, dass ich unter der Erkenntnis, die über mir schwebt, zusammenklappe. Mein Herz schlägt noch. Es leugnet etwas, was mein Kopf längst verstanden hat: Ich bin bereits tot.



Die ganze Autofahrt über schildert mir Leon, wie er die Vampirin ausgeschaltet hat. Doch ich höre ihm kaum zu. Noch immer hallen die traurigen Schreie des Vampirs, den ich nicht habe töten können, in meinem Kopf nach, begleitet vom Pochen der Wunde an meinem Handgelenk.

Leon sitzt am Steuer, weil ich ihn darum gebeten habe. Ich könnte gerade keine zwei Meter fahren, ohne einen Unfall zu bauen.

Wir erreichen die Zentrale viel zu schnell für meinen Geschmack. Ich bin noch nicht bereit. Leon ist zu aufgekratzt, um zu merken, dass etwas nicht stimmt. Er fährt sich immer wieder mit der rechten Hand über seine kurzen, blonden Haare, durch die sich nun dunkle Streifen getrockneten

Blutes ziehen. Rote Flussadern in einer Wüste. Der Anblick bereitet mir Übelkeit.

Der Motor erstirbt, genauso wie Leons Stimme. Er steigt aus, ich tue es ihm gleich. Ich bewege mich so mechanisch wie ein aufgezogenes Kinderspielzeug, während nur noch ein Gedanke durch meinen Kopf kreist: Irgendwie muss ich es schaffen, in mein Zimmer zu gelangen, bevor jemand den Biss entdeckt.

Ich belaste meinen rechten Knöchel, obwohl es schmerzt. Leon darf nicht merken, dass ich verletzt bin. Er würde mich ins Krankenzimmer schicken, wo ich mich einer gründlichen Untersuchung unterziehen müsste. Das ist das Letzte, was ich jetzt gebrauchen kann. Also ertrage ich den stechenden Schmerz, der durch meinen Körper fährt, sobald ich auftrete. Der Schmerz gefällt mir sogar. Er zeigt mir, dass meine Verletzung noch da ist. Er zeigt mir, dass ich noch ein Mensch bin.

Leon tritt vor mir ins Haus und hält mir die Tür auf.

Alles sieht aus wie immer und doch wirkt alles anders.

Mir ist dieses Haus noch nie so altmodisch vorgekommen wie in diesem Moment. Die Wände sind mit dunklem Holz getäfelt und der Boden ist mit alten Teppichen ausgelegt, die jeden Schritt dämpfen. Der Eingangsbereich ist groß genug, dass mehrere Pariser Wohnungen darin Platz finden würden. Direkt gegenüber der Tür prasselt ein Feuer in einem steinernen, massiven Kamin, durch den ein sehr dicker Weihnachtsmann ohne Probleme hineinklettern könnte.

Es ist Anfang September. Draußen ist es auch nachts noch warm. Aber das Feuer brennt immer. Sommer wie Winter. Vielleicht traut sich niemand, es erlöschen zu lassen, weil das Feuer ein Zeichen für unsere Aufgabe ist. Solange es brennt, brennt auch der Hass in unserer Brust.

Die Fenster sind hoch, doch meist hängen dicke Vorhänge davor. Als wären wir ebenfalls Vampire, die sich vor der Sonne schützen müssen. Ohne es zu merken, haben wir uns über die Jahrhunderte unseren Feinden angepasst.

Leon läuft bereits auf meinen Vater zu. Er sitzt in einem großen, braunen Ledersessel am Feuer, auf einem kleinen Tisch neben ihm ruht ein Whiskeyglas. Die Flammen des Kamins spiegeln sich in der bernsteinfarbenen Flüssigkeit und scheinen sie in Brand zu stecken. Dieser Anblick ist mir so vertraut wie mein Spiegelbild. Mein Vater sitzt immer in diesem Sessel, wenn eine Mission läuft und erhebt sich erst, wenn das Einsatzteam zurückgekehrt ist.

Er steht auf, verschränkt die Arme hinter dem Rücken und hört Leon konzentriert zu, während dieser ihm im Detail von unserer Mission berichtet.

François Delacroix kämpft nicht mehr selbst. Bei seiner letzten Mission vor fünfzehn Jahren wurde seine Schulter zertrümmert. Seitdem kann er Holzpfähle nicht mehr sicher genug in der Hand halten.

Er hat es mir nie gesagt, aber ich weiß trotzdem, dass das der schlimmste Moment seines Lebens war. Die Erkenntnis, niemals wieder einen Vampir umbringen zu können, hat ihn sogar schwerer getroffen als der Tod seines kleinen Bruders, der bei einer Mission ums Leben gekommen ist. Und ich glaube, mein Vater hat immer gehofft, dass er genauso gehen würde. Ein ehrenhafter Tod für ein ehrenhaftes Leben – das sagt er immer, wenn es um seinen Bruder geht. Doch ich weiß, dass er in erster Linie von sich selbst spricht.

Der Biss juckt noch stärker.

Mein Vater kennt keine Gnade. Sie wurde ihm nicht beigebracht. Was wird er erst tun, wenn er von meiner Verletzung erfährt?

Ich schlucke schwer, reiße mich dann aber zusammen und setze ein ungezwungenes Lächeln auf. Mit durchgedrückten Schultern laufe ich zum Kamin hinüber und gebe meinem Vater einen kurzen Kuss auf die Wange. So begrüße ich ihn immer nach einer geglückten Mission. Und er schenkt mir dafür immer ein mildes Lächeln, das mir mitteilt, dass er froh ist, dass ich noch atme. Auch wenn er keine Zeit hat, solche Sentimentalitäten laut auszusprechen.

»Ein aufregender Abend«, sagt er und wirft einen kurzen Blick auf meine Hand. Genauer gesagt auf meinen Ringfinger. Leon hat meinen Vater bestimmt um Erlaubnis gefragt, ob er mir einen Antrag machen darf. Wie man es schon vor Jahrhunderten getan hat. Denn Traditionen sterben in unseren Kreisen niemals aus. Sie sind unsterblich. Genauso wie unsere Feinde.

Mein Vater geht nicht weiter darauf ein.

»Du siehst müde aus.« So was sagt er nur selten zu mir. Sein Blick verändert sich sogar, bis er fast besorgt wirkt. Das bedeutet, dass mir mein ungezwungenes Lächeln nicht so gut gelungen ist, wie es hätte sollen.

»Ja, ich fühle mich schon seit ein paar Tagen ein bisschen erkältet«, lüge ich. »Ich muss einfach mal ausschlafen.«

»Dann tu das. Das hast du dir verdient.« Ich habe schon mit Vorwürfen gerechnet, weil ich bei unserem Einsatz einen Vampir habe entkommen lassen, doch mein Vater scheint heute Abend guter Stimmung zu sein.

»Das hast du mir gar nicht erzählt«, sagt Leon vorwurfsvoll. Wir sind zwar Vampirjäger, was so ziemlich der gefährlichste Beruf auf der Welt sein muss, aber er macht sich schon Sorgen um mich, wenn ich mir nur einen Holzsplitter in den Finger jage. Normalerweise finde ich das charmant. Gerade will ich aber nur allein sein.

»Ich wollte nicht, dass du dich sorgst«, sage ich und lächle sanft. »Jetzt sollte ich wirklich schlafen.« Ich küsse ihn kurz auf die Wange.

Er nimmt mich noch in den Arm und flüstert mir ins Ohr: »Wir werden den Abend nachholen. Versprochen.«

*Das befürchte ich*, denke ich, verkneife mir aber, es auszusprechen, verabschiede mich von Leon und meinem Vater und mache mich schnellen Schrittes auf den Weg zu meinem Zimmer. Mein Knöchel tut immer noch weh. Das ist ein gutes Zeichen.

Schon von Weitem sehe ich Zoes schwarzen Haarschopf um eine Ecke huschen und beschleunige meine Schritte. Sie darf mich nicht entdecken, sonst will sie die ganze Nacht lang über das reden, was heute Abend nicht passiert ist. Und das kann ich nicht. Ich muss allein sein. Ganz allein.

Die Gänge sind länger und verwinkelter als heute Morgen noch, da bin ich mir gerade sicher. Das erste Mal in meinem Leben fällt mir auf, an wie vielen Gemälden meiner toten Verwandten ich vorbeigehen muss, um zu meinem Zimmer zu gelangen. Das ganze 17. und 18. Jahrhundert der Familie Delacroix zieht an mir vorbei. Die Porträts zeigen erhabene Männer, die alle die gleiche Haltung und den gleichen Gesichtsausdruck wie mein Vater tragen. Als wäre in all diesen Jahrhunderten immer und immer wieder dieselbe Person zur Welt gekommen.

Mein Vater war der erste Delacroix, der nur ein Kind bekommen hat. Der Einzige, der keinen männlichen Erben zeugen konnte. Doch meinen Vater schien das nie gestört zu haben. Ich bin seine Erbin und bei meiner offiziellen Ernennung zu seiner Nachfolgerin hat er mich voller Stolz in den Augen angesehen. Es hat für ihn keinen Unterschied gemacht, dass ich ein Mädchen bin, weil ich besser gekämpft habe als alle